



ERKUNDUNGEN  
PASCAL GROSSE

---

Neurologe, Neurowissenschaftler und Historiker. Wissenschaftliche Interessen: Neurophysiologie des Schlafs; Veränderungen des Träumens bei neurologischen Erkrankungen; physiologische und pathologische Synchronisation im motorischen System; Geschichte des bio-politischen Denkens vom 18. bis zum 21. Jahrhundert; deutscher und europäischer Kolonialismus. – Adresse: Klinik und Poliklinik für Neurologie, Charité-Universitätsmedizin Berlin, Campus Virchow-Klinikum, Humboldt Universität zu Berlin; Augustenburger Platz 1, 13353 Berlin.

Bevor ich im Oktober des Jahres 2003 im Wissenschaftskolleg einzog, hatte ich gedacht, ich würde Berlin gut kennen. Immerhin war ich vor einem mehrjährigen Forschungsaufenthalt in London schon mehr als 15 Jahre in (West-)Berlin beheimatet gewesen. Aber Berlin-Grünwald und die Perspektiven, die sich von hier auf die Stadt und ihre Menschen ergeben, waren mir bislang verborgen geblieben. Aus diesem geographischen Winkel fühlte ich mich als ein teilnehmender Beobachter am Leben in Berlin, immer mit einer Distanz zur Stadt und gleichwohl ein Teil derselben. Gelegentlich hatte ich den Eindruck, diese Dopplung gilt auch für das Leben am Wissenschaftskolleg insgesamt, da aus dem Blickwinkel viele Aspekte des Berliner Lebens und seiner Vielfalt verborgen bleiben, gleichwohl entwickelt sich im Kolleg ein eigenes Leben, ohne nur Parallelwelt zu sein.

Die Einladung des Wissenschaftskollegs nahm ich als Anlass, um meine neurowissenschaftlichen Forschungen in London vorläufig zu beenden, ohne jedoch zu wissen, in welcher Institution ich nach dem Jahr im Wissenschaftskolleg weiterarbeiten würde. Diese Konstellation beinhaltete, zwar keine Sicherheiten zu haben, aber ein gehöriges Maß an

Freiheiten. Für meine wissenschaftlichen Interessen bedeutete dies, dass ich nicht nur die einmalige Gelegenheit haben würde, ein neues historisches Projekt bearbeiten zu können, das mich schon seit längerem bewegte. Ich würde ferner die Möglichkeit haben, mir nicht sonderlich vertraute Themenfelder im Schnittpunkt zwischen Neuro- und Kulturwissenschaften zu sondieren, ohne dass sich hieraus unmittelbar neue Projekte ergeben würden. Zugleich konnte ich an meiner alten Arbeitsstätte in Berlin Pilotexperimente durchführen, ein Luxus wie ich allmählich bemerkte, denn für experimentelle Forschung ist das Umfeld am Wissenschaftskolleg eher problematisch. Demnach fasste ich das Jahr am Wissenschaftskolleg als eine Periode neuer Erkundungen auf, nicht eine, in der ich Dinge abschließen würde, die schon halb fertig in der Schublade lagen. In gewisser Weise wies meine Arbeit am Kolleg somit eine Parallele zu meiner neuen Sicht auf Berlin auf, das ich aus der Grunewald-Perspektive ebenfalls neu erkundete.

Mein Hauptprojekt galt zerebralen Geschlechterkonstruktionen im 18. und 19. Jahrhundert. Vor allem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Bibliothek waren mir mit unvergleichlicher Geduld dabei behilflich, meine bisweilen ausgefallenen Literaturwünsche in eine materielle Realität umzusetzen, so dass ich mit diesem Projekt sehr gute Fortschritte machte und die Monographie in ihren Grundzügen konkrete Gestalt angenommen hat. Aber wie immer bei nicht ganz zielgerichteten intellektuellen Erkundungen, erschlossen sich mir neue Aspekte und Zusammenhänge, die abseits von dem engeren Projekt angesiedelt waren, so dass sich ein weiteres Buchprojekt abzeichnet, das ebenfalls das Gehirn als historisches Substrat bio-politischen Denkens zum Thema haben wird. Natürlich weiß ich nicht, ob sich diese Erweiterungen meiner Überlegungen in gleicher Weise außerhalb des Kollegs ergeben hätten. Dennoch meine ich, dass gerade die intensive Diskussion mit einigen der Fellows und Mitarbeitern des Kollegs, vor allem ihr interessiertes, beharrliches und herausforderndes Nachfragen dazu beigetragen haben, meine Gedanken klarer zu fassen und Verbindungen zu sehen, die mir ansonsten verborgen geblieben wären. Es ist also nicht nur die seltene Gelegenheit, sich für ein Jahr ein wenig von Arbeits- und LehrROUTINEN zu lösen, sondern auch die konstante Debatte mit einigen Personen, die für mich das Kollegleben prägten. Der Preis, der zu zahlen war, betraf die Arbeitseffizienz. Selten zuvor hatte ich das Gefühl, dass mir Zeit so sehr zwischen meinen Fingern zeronnen wäre wie in diesem Jahr. Dazu trug nicht zuletzt das intensive Vortragsprogramm bei: Dienstagskolloquien, Mittwochabendveranstaltungen, außerordentliche Vorträge eingeladener Gäste oder von Partnern der Fellows, um nur einige der Kategorien zu nennen, die neben eher gesellschaftlichen Anlässen die Kontrolle über die eigene Zeitorganisation erheblich einschränkten.

Ob die am Kolleg vertretene Inter-, Multi- oder Transdisziplinarität ein erfolgreiches programmatisches Konzept darstellt, habe ich gelegentlich mit Fragezeichen versehen, obgleich ich mich selbst in mehr als einer Disziplin bewege. Die meisten Beiträge, die ich verfolgt habe, waren interessant, aber zumeist unter dem Gesichtspunkt, dass ich von diesen Themen wenig wusste. Jedoch bedeutet Interesse noch nicht, dass sich hieraus für die Gesamtheit der Fellows und der Kollegsmitarbeiter auch tatsächlich ein längerfristiger wissenschaftlicher Dialog und eine fruchtbare Neubewertung des eigenen wissenschaftlichen Horizonts ergibt. Sicherlich trägt das ritualisierte und deswegen bisweilen starr wirkende Dienstagskolloquium nicht zu einer Öffnung der disziplinären Diskurse bei. Wenn eine solche Öffnung erfolgte, dann waren es die informellen und eher zufälligen Gespräche beim Essen, am Fotokopierer und in den Rauchpausen – wie auch im sonstigen Leben.

Das Abschiedsfest, das die Fellows für die Mitarbeiter des Kollegs ausrichteten, spiegelte aus meiner Sicht die vorherrschende Atmosphäre wider, die das gemeinschaftliche Leben über weite Strecken während dieses Jahres prägte: freundlich, lustig, ironisch, bisweilen selbstironisch. Dazu trugen jedoch nicht nur die Fellows bei, sondern im besonderen Maße auch alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kollegs, denen ich an dieser Stelle nochmals für Ihre herzliche Freundlichkeit, Professionalität und Hilfsbereitschaft danken möchte. Auch in diesem Sinne war die Neuentdeckung der Stadt Berlin aus der Grunewald-Perspektive nicht nur eine unwiederbringliche intellektuelle und persönliche Bereicherung, sondern auch ein guter Anfang für eine allmähliche Rückkehr nach Berlin in seiner ganzen Vielfalt.